

LEITBILD DER STIFTUNG HAUS HALL



VIELFALT GEMEINSAM LEBEN

Unser LeitBild

Nach einem intensiven LeitBild-Prozess, an dem sich viele Mitarbeiterinnen beteiligten, erschien im Jahr 2001 das erste LeitBild von Haus Hall. Im Laufe der Jahre veränderte sich die Stiftung, neue Angebote und Sichtweisen kamen hinzu und so wurde vor einiger Zeit beschlossen, das LeitBild zu überarbeiten. Wichtige Aussagen aus dem alten LeitBild sollten in jedem Fall übernommen werden, da sie heute immer noch gut unser Selbstverständnis zum Ausdruck bringen. So übernahm eine Arbeitsgruppe die Aufgabe, Altes mit Neuem zu verbinden.

Unser LeitBild ist keine Handlungsanleitung. Festgehalten wird, was uns wichtig ist, woran wir uns orientieren wollen. Die Aussagen stehen zum Teil in einem Spannungsverhältnis zueinander. Eine Aussage allein wird daher selten helfen, wenn es darum geht, die richtige Antwort für den Alltag zu finden.

Unser LeitBild soll eine Einladung sein, sich zu vergewissern und miteinander zu verständigen. Nur in diesem Prozess entfaltet das LeitBild seine erhoffte Wirkung.

Gescher im Januar 2017

Für die LeitBild-Gruppe

Thomas Bröcheler



Ganz normal behindert

Für ein Formel-1-Rennen würde Jens Schulte mitten in der Nacht aufstehen. Aber wenn es morgens regnet, ist er kaum aus dem Bett zu locken. Florian Pasekamp wird ganz hektisch, wenn man ihn auf einen Fehler hinweist. Seit seinem Unfall arbeitet er in der Werkstatt für Menschen mit Behinderung. Die hochbetagte Paula Settrup humpelt, seit man sie kennt. Musik ist ihr Leben. Anne Frohmann spricht nicht mit Worten, sondern mit den Augen. Sie braucht Hilfe, um eine Treppe gehen zu können. Karin Menge schlägt sich selbst, wenn etwas sie sehr beunruhigt. Leidenschaftlich sammelt sie alles, was sich im Wind bewegt. Carola Wiedmann ist in vielen Dingen langsamer als die Kinder in ihrer Straße.

Jeder von uns ein einmaliges Geschöpf. Mit Stärken und Eigenarten. Viele von uns mit Besonderheiten, die auffallen, für Gesprächsstoff sorgen, Interesse oder Ablehnung auslösen. Manchmal sind es Besonderheiten, die einschränkend sind und deren Folgen vielleicht das ganze Leben prägen - in den Zustand der Behinderung hinein. Jeder von uns könnte schon morgen betroffen sein.

Auslöser für Behinderungen gibt es viele. Aber behindert ist man nicht nur einfach so, man wird es auch durch die Lebensumstände. Zum Beispiel durch eine unpassende Wohnung. Oder durch einen Mangel an Lernmöglichkeiten. Durch vereiste Gehwege oder die Hindernisse der Bürokratie. Behindert

durch ein Leben ohne Liebe, den schlechten Rollstuhl, falsche Ernährung, die Menschen in der Umgebung.

Unbehindert leben und arbeiten können ist unser Ziel - zwischen Menschen mit vielen Eigenarten in einem Umfeld ohne Hindernisse. Manche Menschen können bei uns unbehinderter sein als anderswo. Allerdings: Wir können nicht allen Menschen ermöglichen, was sie brauchen. Manchmal verstehen wir etwas nicht. Manchmal misslingt uns das, was wir uns vorgenommen haben. Und manche Behinderung produzieren wir in unseren Einrichtungen selbst.

Zum Glück liegen gute und schlechte Erlebnisse nebeneinander. Gestern noch die misslungene Teambesprechung. Dann der Jux im Schwimmbad, als Alfons Moormann unfreiwillig mit ins Wasser ging. Und Eva Kattenbohm: Sie ist morgens schon beim Wecken ansteckend fröhlich, auch wenn sie es am Vorabend wieder mal geschafft hatte, das gemeinsame Abendessen völlig dachzinneinanderzubringen. Die Lebensfreude lacht uns aus vielen Gesichtern an und die tiefe Sehnsucht nach einem glücklichen Leben ist immer wieder spürbar.

Jedes Gesicht ein Zeichen Gottes, der uns geschaffen hat, wie wir sind. Der uns beim Namen ruft und uns sagt: Ich mag dich so, so wie du bist. Ganz normal behindert.



Wir versuchen jeden Tag, uns so anzunehmen, wie wir sind.

Und wenn es uns heute nicht gelingt, versuchen wir es morgen wieder.





Die Stiftung Haus Hall begleitet Menschen mit und ohne Behinderungen in jedem Alter. Manche Menschen sind von Geburt an eingeschränkt. Bei einigen Kindern werden Verzögerungen ihrer Entwicklung festgestellt, deren weiteren Verlauf man noch nicht genau vorhersagen kann. Andere Menschen sind erst später aufgrund von Krankheit, Unfall oder Alter auf Unterstützung angewiesen.

Sicherlich, Förderung wird groß geschrieben. Vor allem im vorschulischen und im schulischen Bereich sollen die Kinder möglichst umfassend begleitet und gefördert werden. Beispielsweise gibt es neben heilpädagogischer Betreuung und Förderschulunterricht zusätzlich Logopädie und Krankengymnastik. Aber eine bleibende Behinderung oder ein fortgeschrittenes Alter sind keine Krankheiten und sie können nicht wegtherapiert oder geheilt werden.

Wofür wir eintreten: dass jeder Mensch sich in jeder Lebensphase entwickeln kann und dass er Fähigkeiten in sich hat, die sich entfalten wollen - wie auch Grenzen, mit denen zu leben ist.

Unsere Arbeit verstehen wir als einen Zusammenhang von Begleitung und Assistenz, Förderung und Pflege, Erziehung und Bildung – bezogen auf den einzelnen Menschen, seine Altersstufe, seine Fähigkeiten und Begrenzungen.

Aber wie finden wir heraus, wie die richtige Betreuung und Hilfe aussieht? Was sagen oder zeigen uns die betreuten Menschen? Sie sind unsere Auftraggeber. Was wollen sie? Wie können wir uns mit ihnen über ihre Wünsche und ihre Bedürfnisse verständigen?



Beziehungsweise

Kann sein, dass jemand Sie an die Hand nimmt, mit dem Sie noch nie gesprochen haben. Kann sein, dass jemand Sie zum x-ten Mal fragt, wie alt Ihre Kinder sind. Kann sein, dass jemand, um den Sie sich sehr bemühen, Sie einfach nicht anschaut und anscheinend nichts mit Ihnen zu tun haben will. Kann auch sein, dass Sie sich am Abend fragen, ob Sie heute mit Ihrer Arbeit etwas erreicht haben.

Ohne Beziehungen läuft hier fast gar nichts, von Mensch zu Mensch fast alles: sich treffen, sich sprechen, sich helfen, sich besprechen, sich berühren, sich streiten ...

In diesem Wechselspiel der Beziehungen sind alle Mitspieler: das Kind und seine Familie genauso wie der Hausmeister, der Beschäftigte in der Werkstatt wie die Mitarbeiterin im Büro, die alten Damen der Anna-Gruppe untereinander wie ihre Betreuerin und deren Kollegin vom Nachtdienst. Jede hauswirtschaftliche Mitarbeiterin steht täglich in Kontakt mit betreuten Menschen, mit Kollegen, mit Vorgesetzten.

Manche Beziehungen sind eher flüchtig, andere sind tief und haben eine besondere Bedeutung. Viele haben eine lange gemeinsame Geschichte.

Manchmal sind wir uns in der Stiftung Haus Hall ganz nah. Vertraut, familiär, berührt, verletzlich. Wir begegnen uns in Situationen, die anderswo nicht alltäglich sind, viele

von großer Intensität. Im engen Kontakt sein, auf Tuchfühlung, ist wichtig. Menschen, die sich an den Händen fassen, gehören hier zum täglichen Bild. Also Nähe als Beruf?

Genauso gilt: Fachlichkeit wird groß geschrieben. Jeder der vielen verschiedenen Berufe hat seine Standards. Was getan wird, soll begründet und geplant sein sowie der kritischen Nachfrage standhalten können.

Gute Gründe, in der Stiftung Haus Hall zu arbeiten, gibt es so viele wie Mitarbeiter. Die meisten werden einfach sagen: Ich bin hier, weil es mein Beruf ist und weil ich hier den Lebensunterhalt verdiene. Und weil ich gern mit Menschen zusammen bin!

Neben den angestellten Mitarbeitern und Praktikanten gibt es längst auch Nebenamtliche und Freiwillige, die sich direkt oder indirekt ehrenamtlich für behinderte und alte Menschen engagieren.

Ein Wechselspiel von Geben und Bekommen, schönen Erlebnissen und Belastungen: Wo Menschen sind, die uns wirklich brauchen, ist Dienst nach Vorschrift nicht immer möglich. Arbeitszeit hat oft fließende Grenzen und das wird auch bei aller Dienstplantüftelei so bleiben. Karneval ist quasi Pflicht. Morgen schon ist man vielleicht mit einer Situation konfrontiert, die sehr belastend ist und die man innerlich mit nach Hause nimmt.



Wir sind gefragt, uns einzulassen auf Beziehung und Begegnung, uns einzubringen mit unserem Gesicht, unserer Stimme, unserer Person.



Gefühle und Stimmungen sind manchmal klarer zu erkennen als handfeste Arbeitsergebnisse. Beanspruchung und Zumutung, Alltagstrott, höchste Anspannung und ein umwerfender Witz liegen oft nahe beieinander.

Den anderen Menschen erkennen, verstehen und wertschätzen, das braucht Zeit. Vertrauen wächst langsam und muss sich entwickeln können. Zeit braucht es besonders, wenn Krisen durchzustehen sind. Zeit, von der wir zu wenig haben? Manchmal können zwei Minuten ungeteilter Aufmerksamkeit sehr wertvoll sein.

Sich aufeinander einzulassen bedeutet: sich kennenlernen, Stärken und Schwächen erleben, Aufgaben bewältigen, voneinander lernen und immer wieder neu danach suchen, sich besser zu verstehen und zu verständigen. Das ist Arbeit und nicht immer leicht.

Wir werden an Grenzen geführt. Wir wissen, dass wir

unser Gegenüber letztlich nicht durch unser Wirken verändern können. Verändern können wir nur, was in unserer Macht steht: unsere eigene Einstellung und unser eigenes Verhalten, und damit unsere Beziehung zum anderen – und nicht den anderen als Person.

Auch der Anspruch, sich aufeinander einzulassen, stößt manchmal an Grenzen. Nicht alles dulden, was andere mir zumuten. Nein sagen, wenn mir etwas zu viel wird. Bei all den vielen Anforderungen mich selbst nicht verlieren. Mich abgrenzen können: Das ist etwas, das Mitarbeitern ebenso zusteht wie den Menschen, die von uns betreut werden. Selbstverständlich. Gleichzeitig gilt: Wir müssen wir uns aufeinander verlassen können.

Verlässliche Beziehungen verbinden Menschen und geben Halt, manchmal über viele Jahre hinweg. Andererseits: Abschied nehmen und neu beginnen gehören auch dazu.

Wer bestimmt, dass Pommes ungesund sind?

Stellen Sie sich einmal vor, Sie sind erwachsen und ein anderer Mensch sagt Ihnen beim Mittagessen, dass Sie jetzt genug gegessen haben. Bei der Arbeit fordert Sie eine Person auf, die jünger ist als Sie, zur Toilette zu gehen und bleibt dann wartend vor der WC-Tür stehen. In der Wohngruppe, in der Sie leben, zieht eine Person ein, die Sie nicht kennen. Und die neue Mitarbeiterin im Team haben andere ausgewählt.

In Freiheit leben, sich entwickeln und selbst bestimmen können: Das ist ein unveräußerliches Recht. Freiheit findet ihre Grenzen dort, wo sie diejenige des Nächsten berührt. Besondere Einschränkungen erfährt die individuelle Freiheit, wenn Menschen auf umfassende Aufsicht und Betreuung angewiesen sind. Trotz des Anspruchs, möglichst weitgehende Selbstbestimmung zu ermöglichen, bleibt es dabei: Wo Menschen mit Behinderung oder im Alter von Diensten und in Einrichtungen begleitet werden, entscheiden immer wieder berufliche Helfer über ihr Leben – in großen wie in kleinen Angelegenheiten.

Das gesellschaftliche Verständnis für Menschen mit Behinderung und die daraus abgeleiteten Hilfen haben sich im Laufe der Jahre weiterentwickelt. Früher ging es in erster

Linie um Fürsorge. „Ich Sorge für Dich.“ Diese Haltung bestimmte das Handeln der Mitarbeiter. Später rückte die Förderung in den Mittelpunkt. Sie sollte an erster Stelle behinderungsbedingte Schwächen kompensieren. Heute soll ein Netz von differenzierten Hilfen umfassende Selbstbestimmung und Teilhabe ermöglichen. Wir sind herausgefordert, Lebensbegleitung ganz individuell zu verstehen und zu gestalten.

Die Voraussetzung für gelingende Selbstbestimmung ist Selbstbefähigung. Wahlrechte ergeben nur Sinn, wenn es echte Wahlmöglichkeiten gibt. Im Alltag müssen wir allerdings häufig mit der Diskrepanz zwischen unserem hohen Anspruch und den begrenzten Möglichkeiten umgehen. Besonders dann sind kreative Ideen gefragt, damit für und mit den Menschen mit Behinderung und im Alter neue Teilhabeperspektiven erschlossen werden können.

Die Stiftung mit ihren vielfältigen Diensten und Angeboten hat ein großes Potenzial für individuelle Lösungen. Insbesondere für Menschen mit besonderen Betreuungserfordernissen haben wir den Anspruch, nicht danach zu fragen, ob diese Menschen von uns betreut werden können, sondern nach dem Wie zu suchen.

» *Wir wollen, dass Menschen, die wir betreuen, so selbstbestimmt wie möglich leben können. Und wir richten unsere Angebote und Unterstützungsformen danach aus. Wo immer wir für betreute Menschen Entscheidungen übernehmen, stehen wir zu unserer Verantwortung, im Wissen, dass wir Fehler nicht ausschließen können.*





Lilly Schmidt liebt Pommes. Inzwischen hat sie schon 30 Kilogramm zugenommen. Die Sache mit der Selbstbestimmung einerseits und der Betreuungsverantwortung andererseits wird kompliziert, wenn man genauer hinschaut.

In den Einrichtungen der Stiftung beobachten wir, dass manche Menschen eher festere Strukturen und engere Begleitung brauchen – eine große Herausforderung für den verantwortlichen Umgang mit der Macht der Helfer. Die Mitarbeiter stehen in der Verantwortung, sich um das Wohlergehen jedes einzelnen Betreuten zu kümmern und niemanden zu Schaden kommen zu lassen. Sie erleben sich in der Spannung von Freiheit und Reglementierung. Gesetzliche Vorgaben und organisatorische Bedingungen geben einen verlässlichen Rahmen, schränken aber oft auch ein.

Die Stiftung Haus Hall will Mitarbeiter zur Freiheit ermutigen, damit sie Spielräume ausschöpfen und sich für die Erweiterung von Rahmenbedingungen

einsetzen, die vorrangig den einzelnen Menschen in den Blick nehmen.

Und auch für die Organisation der Stiftung Haus Hall stellen sich Fragen an das Verhältnis von Freiheit und Verantwortung. Einerseits tritt die hierarchische Aufbauorganisation deutlich in Erscheinung, auch mit ihren Aspekten von Macht und Kontrolle, andererseits gelten Mitwirkung und Gestaltungsfreiheit bei Mitarbeitern wie Vorgesetzten als hoher Wert.

Bei all dem steht eines fest: Entwicklung ist nur in einem überschaubaren, definierten Freiraum möglich. Wo alles festgelegt ist, gibt es genauso wenig Entwicklung wie dort, wo alles unbestimmt und beliebig ist. Die Stiftung Haus Hall braucht Mitarbeiter, die nicht nur ihre Arbeit ausführen, sondern sich die Freiheit nehmen mitzudenken, sich einzubringen und Verantwortung zu übernehmen. Kreativität ist gefragt und manchmal auch der Mut, aus dem Rahmen zu fallen.



Gibt es im Himmel auch Rollstühle?

Viele sind gekommen. Wir stehen dichtgedrängt im Zimmer. Alle spüren die besondere Atmosphäre. „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Das bekannte Lied ist gerade verklungen, als Fabian Schulte an das Bett herantritt und mit seiner Hand die Wange der verstorbenen Dorothee Kastrup streichelt. Gebete und Lieder sprechen vom Himmel und von Gott, der seine Menschen liebt und ihnen treu bleibt.

Für die einen ist es selbstverständlich, für die anderen zumindest ungewohnt: von Gott zu sprechen, zu Gott zu sprechen und dabei das eigene Leben mit neuen Augen zu sehen. An Gott zu glauben und das Menschsein in einer solchen Beziehung zu verstehen, hat große Folgen, nicht nur im Zusammenhang mit Sterben und Tod.

In der Stiftung Haus Hall kommen an den verschiedenen Stellen unterschiedlichste Menschen zusammen: Menschen, die Hilfe brauchen wie auch Menschen, die sich mit ihnen und für sie engagieren wollen – direkt oder im Hintergrund. Ältere und Jüngere, Langjährige und Neue, fromme Christen und in Glaubensfragen zurückhaltende Menschen, Überzeugte und Kritische.

Bei aller Vielfalt: Worauf kommt es an, was ist der Mensch? Das ist die Frage, die uns Menschen seit eh und je umtreibt. Die Bibel stellt sich ihr gleich auf den ersten Seiten und spricht von Gott, der den Menschen nach seinem Bild schuf, als Mann und Frau. Der Mensch ist nicht nur Gottes Werk, er ist Abbild Gottes. Dadurch bekommt jeder Ansehen und Würde. Das Geheimnis des Menschen ist begründet im Geheimnis Gottes. Gottesebenbildlichkeit – das ist eine revolutionäre Aussage. Aus dem Gesicht jedes Schwerbehinderten schaut Gott uns an. Das ist der Angelpunkt der Menschenwürde. Wir sprechen sie uns nicht zu und wir können sie uns auch nicht absprechen. Auf jeden Fall helfen und fordern diese Einsicht und dieser Glaube dazu heraus, vielfältiges Leben in all seinen Phasen und Dimensionen zu achten und zu respektieren. Da ist Platz für jeden von uns!

Das fällt nicht einfach vom Himmel. Damit dieses Bild von Gott und vom Menschen uns leiten kann, damit es entdeckt, gelebt und gepflegt werden kann, braucht es Bewusstsein, kritische Auseinandersetzung, Erfahrungen, Sprache, Feiern, Räume, Gemeinschaft und nicht zuletzt Absprachen. Von all dem haben wir viel und davon soll es viel geben.



*Wir wollen, dass der Glaube sich auf viele Arten entfalten kann.
Eine große Einladung an alle mitzumachen und dazuzugehören.*



Die Gottesdiensträume sind die Räume der Feiern unseres Glaubens. Die Arbeitsplätze und die Begegnung mit den jeweiligen Menschen sind die Orte der täglichen Herausforderung und des praktisch gelebten Glaubens für jeden von uns. So sind wir als Stiftung und als Einzelne auf unsere Art Teil der Kirche, betraut mit dem Auftrag, mitzubauen an der neuen Welt Gottes.

Oft sind es die Menschen, die wir betreuen, die uns als Mitarbeiter mitnehmen zu den wesentlichen Fragen des

Lebens. Uns auf ihre spirituellen Bedürfnisse einzustellen, ist nicht nur unsere Aufgabe, sondern oft auch ein Zugang für uns selbst zu unseren Lebensfragen.

Fabian Schulte fragt nach der Verabschiedung einen jungen Mitarbeiter seiner Gruppe: „Wo ist Dorothee jetzt? Gibt es im Himmel bei Gott auch Rollstühle?“ Jetzt ist klar: Der junge Mann ist persönlich gemeint und ausweichen geht nicht! Und sie kommen ins Gespräch miteinander ...



heimat@haushall.de

Manchmal fängt alles an mit einer E-Mail oder mit einem Besuch auf der Internetseite.

Sven hat in seiner alten Schule viel darunter gelitten, dass er mit den anderen nicht mithalten konnte. In der Förderschule hat er nun seinen Ort zum Lernen und Leben gefunden.

Emma bekommt Assistenz durch Mitarbeiter von Haus Hall, damit sie trotz ihrer Behinderung mit ihren Freundinnen zusammen die Grundschule an ihrem Wohnort besuchen kann.

Für Max-Peter und seine Familie war die Aufnahme in eine Kinderwohngruppe eine Erleichterung. An den Wochenenden fährt er jetzt gerne nach Hause.

Anton Bergmann galt als nicht werkstattfähig, bis er seinen Platz im Förderbereich fand.

Für Betty Schulz ist die Arbeit als Helferin im Altenheim nicht immer leicht, aber sie weiß, dass sie in die Werkstatt zurückkönnte, wenn es nicht klappt.

Werner Kunze feiert sein Heimjubiläum in Haus Hall, obwohl er seit Jahren eine eigene Wohnung in der Stadt hat.

Helene Neumann wohnt erst seit kurzem im Altenheim. Sie ist dement und lebt in ihren Erinnerungen an die Vergangenheit.

Jeder Mensch braucht Heimat. Jeder braucht ein Zuhause, einen Ort, wo er erwartet wird, wo er hingehört, wo er sich nicht erklären muss.

Heimat zu finden bedeutet, Beziehungen zu haben, in denen ich angenommen bin und verstanden werde.

Die ersten und wichtigsten Erfahrungen machen Menschen in ihren Familien. Für die meisten Menschen ist die Familie das Zuhause. Für manche Kinder ist es schwer, sich in ihrer Familie zu Hause zu fühlen, warum auch immer. Junge Erwachsene verlassen irgendwann das Zuhause der Familie, um ihr eigenes Leben zu gestalten. Manche Erwachsene finden ohne Hilfe keine Freundschaft und kein Zuhause. Und viele alte Menschen müssen noch einmal umziehen, weil sie so viel Unterstützung brauchen, dass sie auf ein Altenheim angewiesen sind.

Manchmal ist nur etwas Unterstützung nötig, zum Beispiel ambulante Betreuung, damit Heimat dort gelingt, wo die betroffenen Menschen leben. Manchmal reicht das nicht.

Dann braucht es neue und geeignetere Orte zum Leben, Lernen und Arbeiten. Die Förderschule, die Arbeitsgruppe und besonders auch die Wohngruppe können Heimat bieten, auch wenn sie Familie und Freunde nicht ersetzen können.

» *Wir wollen Orte zum Leben schaffen und Heimat bieten, so gut wir das können.*





Liebe leben

Menschen sind Mädchen oder Jungen, Frauen oder Männer. Von Beginn an stehen alle Menschen vor der Aufgabe, herauszufinden, was dies für ihr Leben bedeutet.

Was ist, wenn Martina Nottbeck sich in der Mittagspause der Werkstatt mit ihrem Freund treffen will, um außer Neuigkeiten auch Küsse und Umarmungen auszutauschen? Wenn sie abends gern mit ihm in ihrem Zimmer allein sein will? Wenn die beiden heiraten möchten, so wie andere auch? Was tun, wenn Peter Meier mit seiner Pflegerin flirtet? Wenn sich Hedwig Müller mit 70 zu Anton Schmidt hingezogen fühlt? Wenn Markus Kruse und Tobias Ehrenberg uns sagen, dass sie sich lieben?

Sexualität ist eine Kraft, die unser ganzes Leben und all unsere Beziehungen, auch unsere Fähigkeit zu lieben, bestimmt. Wo wir als Mitarbeiter Menschen begleiten, wollen wir deshalb für sie Möglichkeiten schaffen, dass Liebe erlebt und gelebt werden kann, in Freundschaft oder intimer Partnerschaft bis hin zur dauerhaften Lebensgemeinschaft in der Ehe.

Gleichzeitig gilt: Liebe leben will gelernt sein. Das bedeutet: Beim Umgang mit Sehnsüchten und Bedürfnissen muss jeder auch Regeln und Grenzen – die eigenen und die der anderen – erkennen und beachten, um Liebe geben und nehmen zu können. Die wichtigsten Personen und Vorbilder sind dabei

Eltern, Erzieher und Lehrer. Was diese vorleben und vermitteln, beeinflusst, wie Kinder sich und ihre Welt verstehen lernen.

Die Erwachsenen und älteren Menschen, die wir betreuen, stehen ebenso wie wir Mitarbeiter in der Wirklichkeit langjähriger Lebenserfahrungen, die mit Liebe und Vertrauen, aber auch mit Missverständnissen, Kränkungen und Gewalt verbunden sein können.

Aus erlebter Gewalt kann neue Gewalt entstehen. Wir wissen, dass diese Gefahr besonders groß ist, wenn Menschen überfordert und überlastet sind, sich ohnmächtig, hilflos und alleine fühlen, wenn sie sich nicht gut ausdrücken und mitteilen können und wenn es schwer ist, darüber zu sprechen. Wir wissen, dass Kinder, Frauen, behinderte und alte Menschen stärker gefährdet sind und dass ihre Grenzen eher überschritten und nicht beachtet werden. Und wir wissen auch, dass es in solchen Einrichtungen wie unseren besondere Aufmerksamkeit braucht.

Wir wollen offen über Gefahren sprechen und Mitarbeiter und betreute Menschen befähigen, damit umzugehen. Wir dürfen nicht aufhören zu lernen, uns selbst, die eigenen Bedürfnisse und Grenzen und die der anderen wahrzunehmen und so darüber zu sprechen, dass Liebe, Respekt und Achtung erlebt und gelebt werden können.





» *Wir sind davon überzeugt, dass jeder Mensch eine Sprache der Liebe hat. Diese Sprache hat verschiedene Ausdrucksformen für viele Wünsche und Bedürfnisse. Und sie soll ihren Raum haben.*





Vom gemeinsamen Dienst zur Dienstgemeinschaft

Mittagessen in der Kantine. Freitags gibt's Fisch. Die Handwerker sind schon da. Die Praktikanten auch. Bereichs- und Abteilungsleiter kommen gerade aus einer Konferenz. Extrawürste gibt es nicht und Extraplätze auch nicht. So ist das hier. Weil wir Kirche sind. Weil wir Caritas sind.

Jesus sagt: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken. (...) Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ (Mt 22,36-40). Aus diesem Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe folgt der kirchliche Auftrag, dass es uns um den Menschen und die Nähe zum Menschen gehen muss.

Die Kirche versteht sich über Konfessionen hinweg als Gemeinschaft, die davon überzeugt ist, dass alle Menschen zur Gemeinschaft mit Gott und zur gegenseitigen Unterstützung aufgerufen sind. Dieser Auftrag ist nicht allein Sache des Einzelnen, sondern kann nur in einem Zusammenstehen vieler in einer „Gemeinschaft des Dienstes“ (2 Kor 8,4), in einer Dienstgemeinschaft geschehen. Wir setzen uns ein für Menschen, die besondere Unterstützung benötigen und geben damit ein Zeugnis unseres Glaubens.

Ein Auftrag, an dessen Verwirklichung jeder einzelne Mitarbeiter beteiligt ist, zusammen mit allen anderen. Damit ist eine Kultur ge-

meint, das gemeinsame Anliegen zu sehen und allen Kollegen mit Respekt und Anerkennung für ihre Aufgaben zu begegnen. Es geht dabei auch um Nähe. Dienstgemeinschaft ist mehr als nur gemeinsamer Dienst und kollegiales Zusammenwirken; sie erfordert Vertrauen und Verantwortung.

Nicht immer einfach. Die Frühförderleitung Petra Schlüter muss damit umgehen, dass weniger Geld für die Arbeit zur Verfügung steht. Das bedeutet für Karin Müller als bewährte und engagierte Mitarbeiterin, dass sie noch eine Familie mehr betreuen soll. Frau Müller sieht die Gefahr, dass sie den Familien nicht mehr gerecht wird.

Es wird darauf ankommen, dass beide ihre Interessen als gleichwertig und gleichberechtigt anerkennen. Sie müssen sich zuhören und versuchen, einander zu verstehen, aber auch nach Verständigung und Ausgleich suchen.

Wir brauchen eine Besprechungskultur, in der wir offen und angstfrei miteinander sprechen und streiten. Das erfordert oft ein schwieriges Abwägen von Chancen und Risiken, Vorteilen und Nachteilen. Das führt zu Entscheidungen, die ihren Preis haben, für Betreute, für Mitarbeiter und auch für Vorgesetzte. Gute Entscheidungen müssen überzeugen.



Wir hoffen und wollen, dass man uns bei der Arbeit als Christen erkennt – in einer Dienstgemeinschaft, die von Vertrauen und Verantwortung lebt.



Verlässliche und nachhaltige Lösungen sind wichtiger als schneller Erfolg. Gute Lösungen können nur gefunden werden, wenn alle Beteiligten zusammen wirken: die einzelnen Mitarbeiter, die Leitungsverantwortlichen und auch die Mitarbeitervertretung. Alle tragen Verantwortung.

Wir wissen aber auch: Wir sind Menschen, wir alle mit unseren Geschichten, unseren Begrenzungen und unseren Fähigkeiten – ganz normal behindert.

Katja Bramkamp hat es nicht ausgehalten und hat gekündigt. Abteilungsleiter Ferdi Schubert ist seit Monaten erkrankt. Und über Manfred Krause sagen alle, dass man mit ihm nicht arbeiten und reden könne. Auch in der Dienstgemeinschaft gilt: Und wenn es heute nicht gelingt, versuchen wir es morgen wieder.



Zeit ist Geld?

Über Jahre und Jahrzehnte hat sich die Zahl der Menschen erhöht, die von unseren Einrichtungen und Diensten betreut werden. Ebenso die Zahl der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, der Gebäude und Standorte. Die Angebote sind vielfältiger und die Stiftung ist zu einem Verbund von Sozialunternehmen geworden, der längst auch Menschen erreicht, die nicht behindert oder pflegebedürftig sind.

Das brachte Erfordernisse wie in anderen größeren Unternehmen auch: Strukturen und Zuständigkeiten, Arbeitsteilung und Organisation unter sachlichen Gesichtspunkten. Für Außenstehende, aber auch für Mitarbeiter ist es nicht einfach, darüber den Überblick zu bekommen.

Die Stiftung Haus Hall bewegt eine Menge Geld. Es wird benötigt für die vielen Gebäude und die Dinge des täglichen Lebens. Das meiste Geld jedoch wird benötigt für die Arbeitszeit der Mitarbeiter.

Wir erfüllen einen Dienst für die Gesellschaft und übernehmen Aufgaben, die ansonsten der Staat erbringen müsste. Das meiste Geld erhalten wir deshalb aufgrund von Vereinbarungen mit öffentlichen Kostenträgern. Darin ist festgelegt, welche sozialen Dienstleistungen wie bezahlt werden. Es sind staatliche Gelder, finanziert aus Steuern und Sozialversicherungsbeiträgen. Spenden und kirchliche

Mittel helfen, sonst nicht Mögliches doch möglich zu machen.

Ob es um die Kassenführung in einer Wohngruppe geht oder um die Bewirtschaftung einer Großküche für über 1.500 Essen am Tag, ob es um die Führung von vielen Personalstellen geht oder um die Aufstellung eines Dienstplans für den nächsten Monat: Wir setzen Geld ein, das uns letztlich nicht gehört. Wir greifen zurück auf Sozialerstattungen, die die Gesellschaft zur Verfügung stellt. Das verpflichtet uns besonders zu einem verantwortlichen Umgang und dazu, über die richtige Verwendung Rechenschaft abzulegen. Gut wirtschaften bedeutet: wissen, was zur Verfügung steht; festlegen, wofür es Verwendung findet; verantworten, was als Ergebnis entsteht. Und das an allen Stellen, wo Geld ausgegeben wird. Dabei sind die Bedarfe und Wünsche oft größer als die zur Verfügung stehenden Mittel. Also sind Entscheidungen zu treffen: Was geht und was nicht?

Der Staat gibt nicht nur das notwendige Geld, sondern macht auch mit Gesetzen und Verordnungen viele bürokratische Vorgaben. Sie sind meist gedacht zum Schutz der Hilfeempfänger. Wenn wir unsere Aufgaben gemäß den öffentlichen Vorschriften richtig erfüllen wollen, sind wir mit sehr vielen Reg-



» *Das Teuerste und Wertvollste ist die Zeit, die wir zur Verfügung haben. Zeit für andere Menschen, für unsere Aufgaben, für neue Ideen.*



lementierungen konfrontiert. Dann kann es helfen, sich an dem ursprünglichen Sinn und Ziel der Vorschrift zu orientieren.

Gegenüber den nachkommenden Generationen sind wir zu einem nachhaltigen Umgang mit den Umweltressourcen verpflichtet.

Nachhaltigkeit darf aber nicht nur für Umweltfragen gelten. Auch unsere Betreuungskonzepte und unsere

Leistungsangebote müssen sich an ihrer Nachhaltigkeit messen lassen. Manchmal kommt es darauf an, kurzfristig Entlastung zu schaffen oder Maßnahmen zu ergreifen, die schwierige Betreuungssituationen sofort entschärfen. Unsere Bemühungen gelten aber insbesondere der nachhaltigen Wirksamkeit. Wir wollen die Bedingungen so gestalten und die Menschen so befähigen, dass sie ihren Platz im Leben finden können.



Leben in seiner ganzen Fülle

Wenn wir an das Leben denken, dann schauen wir auf die Zeit von der Zeugung bis zum Tod. Jeder wünscht sich ein langes und erfülltes Leben. Aber wir erleben das Leben ganz unterschiedlich – manchmal als Geschenk, manchmal aber auch als Qual und manchmal viel zu kurz.

Kristin Müller ist schwanger. Ihr Arzt möchte durch Tests feststellen, ob das Kind gesund ist. Die Eheleute überlegen, was sie machen sollen, wenn er etwas findet.

Fritz ist gerade fünf geworden und freut sich unbändig auf jede Stunde mit Marie Huber von der Frühförderung. Sie überlegt, wie sie mit den Eltern bespricht, dass Fritz eine besondere schulische Förderung braucht.

Rosi Dieker will mit ihrem Freund in eine eigene Wohnung ziehen, obwohl ihre Betreuer Zweifel haben.

Anton Schulz hat studiert, bevor er psychisch erkrankte. Sein Berater hat ihm gesagt, dass er in einer Werkstatt für behinderte Menschen arbeiten soll.

Klara Schmitz ist 80 und will sich nicht damit abfinden, dass ihre Kräfte sie verlassen. Sie liebt ihre ausgedehnten Spaziergänge und ihre Unabhängigkeit.

Willi Husmann ist todkrank, aber er will nicht mehr ins Krankenhaus. Er will in seiner Wohnung bleiben.

Das Leben beginnt mit der Schwangerschaft.

Babys werden erwartet. Sie wachsen auf unter den liebenden Augen und mit den Hoffnungen und Wünschen ihrer Eltern. Eine Welt liegt vor ihnen.

Eltern von Kindern mit Behinderungen sind verunsichert. Sie fragen sich, ob sie es schaffen können, dass auch ihr Kind trotz seiner Beeinträchtigungen ein gutes und lebenswertes Leben haben kann. Sie sollen erleben, dass sie nicht allein gelassen werden. Sie brauchen Zuspruch und konkrete Unterstützung.

Kinder brauchen die Liebe und das Vertrauen der Eltern, dass ihr Leben ein gutes wird. Was sie sind und sein können, erfahren sie zuerst durch den „Blick“ ihrer Eltern. Behinderte Kinder haben es schwerer. Sie zeigen uns deutlich, dass Menschen sehr verschieden sind, dass nicht jeder alles kann und dass jeder irgendwann auf Hilfe angewiesen ist. An ihre Möglichkeiten im Leben zu glauben und uns für deren Verwirklichung einzusetzen, das ist unsere Aufgabe. Dann können aus Kindern Leute werden, die trotz ihrer Beeinträchtigungen ihr Leben in vielen Bereichen selbstbestimmt gestalten und verantworten.

Als Erwachsene tragen wir Verantwortung für die Verwirklichung unserer Lebensziele. Wir erleben Erfolge und Anerkennung, wenn wir unseren Platz im Berufsleben finden, Freunde haben, einen anderen Men-



Wir wollen, dass das Leben lebenswert ist: von Anfang an, zu jeder Zeit, an jedem Ort, bis zuletzt. Unbedingt.





schen lieben lernen, eine Familie gründen. Aber nicht alles, was wir uns wünschen und wonach wir streben, gelingt. Wichtige Beziehungen können zerbrechen. Krankheiten, Unfälle oder der Tod von nahestehenden Menschen können zu Krisen führen. Viele Menschen wachsen dabei über sich hinaus, andere aber verzweifeln. In solchen Situationen ist es besonders wichtig, dass die Betroffenen nicht alleine gelassen werden.

Nach einem langen und erfüllten Leben spüren wir irgendwann das Nachlassen unserer Kräfte. Altersbedingte Einschränkungen machen sich bemerkbar. Dann müssen wir erkennen, wie sehr wir auf andere Menschen angewiesen sind.

Für die Menschen, die andere pflegen, ist es manchmal schwer, nicht genug Zeit und Kraft zu haben. Sie müssen mit den eigenen Grenzen umgehen und das Wesentliche im Auge behalten: da sein und tun, was man kann. Ältere Menschen sollen sich unterstützt und begleitet fühlen können. Respekt und Achtung vor den Erfahrungen eines langen Lebens sind uns wichtig.

Leben ist endlich und der Tod gehört deshalb zum Leben. Wir alle müssen uns dieser Tatsache stellen. Der eine kämpft bis zum Schluss dagegen. Der andere kann sie mit Gelassenheit akzeptieren.

Wir setzen uns dafür ein, dass Menschen am Ende ihres Lebens nicht alleine sind, dass sie gut gepflegt und versorgt werden und keine Schmerzen leiden müssen. Dabei respektieren wir ihre Entscheidungen und Wünsche, auch wenn wir selber vielleicht anders entscheiden würden. Das ist nicht immer einfach und hat auch Grenzen. Aktive Sterbehilfe lehnen wir ab. Bei schwierigen Abwägungen und Entscheidungen beziehen wir alle Beteiligten ein, reden miteinander und suchen gemeinsam Lösungen.

Respekt und Würde im Umgang mit dem Verstorbenen und der Trauer der Hinterbliebenen sind wichtig, um gut Abschied nehmen zu können und den Verstorbenen ein ehrendes Andenken zu bewahren.

Wir hoffen und wir glauben: Der Tod ist nicht das Ende.

Inhalt

| | | |
|---|-------|----|
| Ganz normal behindert | Seite | 2 |
| Beziehungsweise | Seite | 6 |
| Wer bestimmt, dass Pommes ungesund sind? | Seite | 10 |
| Gibt es im Himmel auch Rollstühle? | Seite | 14 |
| heimat@haushall.de | Seite | 18 |
| Liebe leben | Seite | 21 |
| Vom gemeinsamen Dienst zur Dienstgemeinschaft | Seite | 24 |
| Zeit ist Geld? | Seite | 28 |
| Leben in seiner ganzen Fülle | Seite | 32 |

Impressum

Herausgeber: Stiftung Haus Hall, Tungerloh-Capellen 4,
48712 Gescher, 02542 703 1001, info@haushall.de

Mitglieder der LeitBild-Gruppe: Carsten Ebersson, Christian Kröger, Helmut Hater,
Maria Buxel, Martin Nolte, Renate Happel, Rita Hölker, Sophie Van Montagu,
Thomas Bröcheler, Ursula Kortüm

Fotos: Ansgar Höing, Maik Büger, Michel Hülskemper, Steffi Dünne, Sven Betz,
Ulla Pietsch

Layout und Produktion: Ansgar Höing, Antek Werbekontor

© Stiftung Haus Hall 2017

» VIELFALT GEMEINSAM LEBEN